

# Mein Freund Wendelin

Autor(en): **Zulliger, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 37

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646150>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Die Erika blüht.

Wieder hat das Heidekraut, die liebliche Erika, in unsern Wäldern das schlichte, rosarote Glöcklein entfaltet und bringt einen heimeligen, warmen Ton ins Waldbild. Freilich, das wissen wir: Wenn Erika zu blühen beginnt, dann müssen wir meist den Schlupfunkt hinter die Sommerzeit setzen, dann beginnt der Herbst sein Regiment. Deshalb stimmt blühendes Heidekraut viele Menschen so schwermütig und namentlich von den großen Heideflächen in Norddeutschland sagt man es. Nur zu deutlich muß man erkennen, daß die Zeit des Abstiegs gekommen ist. Aufstiege ist jauchzendes Jubeln, Abstieg aber bedeutet Traurigkeit. Und ist das Jahr ein Lebensring, so sagt Erika dies uns in ihrer Blumensprache. Es sagt es uns an der Schwelle des Herbstes, wo die Früchte reifen sollen, auch die Früchte jener Taten, die in des Jahres Jugend begonnen wurden. Aber wenn auch nicht alles, was wir uns vornahmen, verwirklicht wurde, wir brauchen darob nicht traurig zu sein. Halten wir es wie der Philosoph, welcher beim Durchforschen alles Geschehens erfieht, daß die Blüte ein Gleichnis ist, ein Gleichnis für die Dinge des Daseins. Nicht das, was wir erleben und erlangen ist die Hauptsache, viel wichtiger ist, wie wir es erwirken. Diese Erkenntnis stimmt ruhig und abgeklärt. Dann hat auch der Herbst für uns etwas Erquickendes und Erhebendes. Dann können wir uns des schönen Blümchens doppelt freuen.

Poesie und Sage weben einen lieblichen Zauber um unser Blümchen. In den deutschen Heiden glaubt man, die rote Farbe des Blümchens stamme vom Blute heidnischer Vorfahren, die hier getötet worden seien. Die Griechen behaupteten, die Pflanze könne Berge und Felsen brechen. Daher nannten sie sie auch Erika, „ich breche“. Auf den stolzen Höhen des Hymettus wuchs Heidekraut in warmem Teppich und Millionen von Bienen sammelten hier jenen Honig, der allein Jupiter vorgesetzt werden durfte. Tatsache ist jedenfalls, daß Heidenhonig sehr gut ist. Daher trifft man auf der Lüneburger Heide auch so viele Bienenvölker an. Das Volk schreibt der Erika geheime Kräfte zu. Es soll mit seinen Wurzeln das Eisen an die Erdoberfläche ziehen, soll Wölfe und Schlangen fernhalten.

Gar oft ist das Heidekraut schon besungen worden. Trefflich tut es Detlev von Lillenkron:

„Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte  
Die Erika ein rotes Band.  
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,  
Sei mir gegrüßt, du stilles Land!“

Annette von Droste-Hülshoff, in der westphälischen Heide aufgewachsen, singt:

„Und ihr, meine Sträucher vom wilden Heide,  
Mit lockerem Halme geschlungen,  
O süße Sonne, o Einsamkeit,  
Die uns redet mit heimischen Zungen!  
Ich hab' sie gepflückt an Tagen so lind,  
Wenn die goldenen Käferchen spielen,  
Dann fühlt ich mich meines Landes Kind,  
Und die fremden Schlachten zerfielen.“

Auch Heinrich Eggersglück besingt Heide und Heidekraut in schönen Versen:

„Die Heide blüht! — Ein weicher Duft  
Durchzittert still die Sommerluft,  
Die Birken rauschen leise.  
Uns Ohr vom fernen Kirchhof dringt  
Die Glocke; wie ein Märchen klingt  
Verschollen ihre Weise.“

Der tief sinnige Theodor Storm zeichnet das bunte, fleißige Insektenleben im Heidewald:

„Es ist so still, die Heide liegt  
Im warmen Mittagssonnenstrahle,  
Ein rosenroter Schimmer fliegt  
Um ihre alten Gräbermale;  
Die Kräuter blühen, der Heidebusch  
Steigt in die blaue Sommerluft.  
Laufläfer haften durch's Gebüsch  
In ihren goldenen Panzerröckchen,  
Die Bienen hängen Zweig um Zweig

Sich an der Edelheide Glöckchen;  
Die Bängel schwirren aus dem Kraut —  
Die Luft ist voller Lerchenlaut.“

Von der Heide endlich singt August Freudenthal:

„Rotbraune Heide  
Im Blütenleide,  
Wem es beschieden,  
Se dir zu nah,  
Dem hat für immer  
Dein Rosenschimmer,  
Dein süßer Frieden  
Es angetan.“

F. V.

## Mein Freund Wendelin.

Skizze von S. Zulliger.

Wendelin zählte einst zu meinen besten Freunden. Wenn ich an ihn zurückdenke, so erfüllt mich heute nur ein Gefühl von tiefer Dankbarkeit gegen ihn und eine leise Trauer, daß ich mir seine Freundschaft nicht zu bewahren wußte. Er war wohl der merkwürdigste Mensch, den ich je kennen gelernt habe. Vor allem zeichnete er sich durch seine Unberechenbarkeit aus. Was man gewöhnlich unter dem Begriffe „Charakter“ versteht, das befaß er nicht. Er war protestantisch getauft und tief religiös, man sah ihn jedoch nie zur Kirche oder in irgend eine religiöse Zusammenkunft gehen. Er konnte sich am Schönen freuen mit der naiven Lust eines Kindes und wußte in Gesprächen Antworten zu geben, die durch ihre mystische Scharfsinnigkeit verblüfften. Niemand konnte von ihm behaupten: „So oder so ist er!“ Niemand konnte ihn einordnen, jeder Begriff war für ihn zu eng. Er war liebenswürdig und sachgründig, verschlossen und mitteilsam, mutig und feige, schlapp und voller Tatkraft, böse und wieder die Güte selber — soll ich noch weiter aufzählen?

Es schien einfach, in ihm habe die Natur alle Gegenstände auf merkwürdigste Weise vereinigt und so gemischt, daß Wendelin doch nicht zwiespältig und zerrissen an sich herum laborierte, wie wir weniger Begabten aus seinem Freundeskreise. Die Wahrheiten, die seinem Munde entströmten, und uns überraschten, kamen wie aus einer anderen, klareren Welt, kühn, lauter, oft paradox und doch wie selbstverständlich.

Trotzdem er etwas jünger war als ich, schätzte ich ihn wie einen erfahrenen, väterlichen Freund und hatte ihn sehr lieb.

Sein Alter hätte ihm zwar keiner am Gesicht abschätzen können. Gewöhnlich sah er aus wie ein Zwanzigjähriger, manchmal aber auch wie ein Greis oder ein Toter.

Seine ruhige Klarheit und Klugheit hat uns, die wir auf Taten und Erleben hungerten, vor vielen törichteren Unternehmungen bewahrt. Wir klärten uns an ihm ab, ohne dabei ältlich und philiströs zu werden.

Wendelin war glücklich. Wenn es etwas gab, was ihn hie und da in trübe Stimmung brachte, so war es die seltsame und zu seinem Wesen scheinbar im Widerspruch stehende Tatsache, daß ihn mit der Zeit jeder Freund wieder verließ.

Wenn ich an den Vorfall denke, der mich mit ihm entzweite, so werde ich mir bewußt, daß es gerade in der Verschiedenheit meines enger begrenzten Wesens begründet lag, was mich zu Wendelin hinzog und dann auch von ihm forttrieb.

Ich war von einer Italienreise zurückgekehrt. Auf dem Heimweg vom Bahnhof traf ich Wendelin, und er kam ein Stück Weges mit mir. Ich erzählte. Es schwirrte mir ja im Kopfe, so unmittelbar nahe waren noch die Eindrücke.

„Florenz! herrlich!“ schwärmte ich. „O dieser Himmel und die Blumen! — Und dann die Abbruzzen-Städtchen! Wie Krönchen auf hohen Felsen, mit steilen Zickzackwegen hinauf und Toren und Zinnen. Nur Ritter und Räuber fehlen... und Kirchen! Kirchen, ich sage dir! Zum Beispiel Orvieto! Ein Wunder! Na, ich habe eine Karte im

Gepäd, die werde ich dir zeigen, wenn du mal vorbeikommt. — Dann Rom — und Capri, ein Traum!

„Mich friert hier, so angenehm warm wars jenseits der Berge. — Uebrigens, Neapel hat mich enttäuscht, so schmutzig ist es! Es stinkt überall!“

„Ah!“ lächelte er, „darum bist du beim Anblick der Stadt nicht gestorben —“

Ich hörte nur mit halbem Ohr.

„Und was ich nicht vergessen darf,“ fuhr ich in meinem Berichte fort, „zuletzt war ich auf dem Vesuv. Er war zwar ganz zahm. Mit der Seilbahn ging es ein Stück weit. Früher soll sie noch weiter gefahren sein, bis oben, wo sich noch einige Mauern der alten Station erheben. Über der Vesuv hat der vordringenden Kultur einen Schwall von Lava entgegengeschickt. Wir — ich nahm natürlich einen Führer mit — wir stiegen in den großen Krater. Darin erhebt sich um den eigentlichen Krater, der dampft und raucht, oft Flammen und glühendes Gestein austöbt und seinen Platz wechselt, ein hoher Aschenkegel. An seinem Fuße brodeln häufig flüssige Lava hervor, die zu einer dunklen oder gelblichen, porösen Masse erstarrt, ähnlich unserem Tuffstein. Die Führer pressen dann etwa eine Lire in die noch weiche Masse und schlagen sie nachher heraus, wenn der Brei erkaltet ist; das Lavastück verkaufen sie dann an Fremde, ich habe auch eines mitgebracht. — Zwar, als wir dort waren, zeigte sich alles ruhig. Dennoch gingen wir nicht auf den Aschenkegel hinauf, so sehr es mich einesteils auch gelüstete, hinunter ins Erdinnere zu sehen. Wie leicht hätte sonst, während wir oben gewesen wären, unten Lava ausbrechen und uns den Rückweg abschneiden können! Gleichwohl darf ich behaupten, den Vesuv in allernächster Nähe betrachtet und erlebt zu haben, ich war vorher übrigens auch in Pompeji...“

Es schien mir, Wendelin lächle. Das reizte mich; es war mir unangenehm, trotzdem er vielleicht gar nicht oder über irgend eine Erscheinung der Straße gelächelt hatte, wie es seine Art war.

„Höre“ — sagte ich mit veränderter Stimme, „glaubst du wirklich, es hätte einen großen Zweck gehabt, die Schuhe und Kleider zu wagen, um in ein Loch in die Erde zu blicken? Oder gar das Leben aufs Spiel zu setzen! Das für eine Sache, die ich mir ja genau vorstellen kann: ein dunkles oder bestenfalls rotfeuriges Rohr, das Staub und Funken speit! Uebrigens sah man vom Rande des größeren Trichters die Deffnung mit dem Feldstecher auch ganz deutlich. Da wäre es von einem einigermaßen vernünftigen Menschen doch geradezu ein Unsinn gewesen... Warum lächelst du eigentlich?“

„Ei,“ antwortete Wendelin ruhig, „weil du in deinem Bericht am Vesuvkrater hängen bleibst und mir zu beweisen suchst, es wäre ein Unsinn gewesen, wenn du den Aschenkegel bestiegen und die Deffnung ganz aus der Nähe untersucht hättest — warum willst du mir denn das beweisen, Hans?“

„Damit du nicht glaubst, ich sei feige,“ gab ich aufgeregt zurück.

„Und — wenn du es wärest,“ lächelte er, „oder wenn jemand, dem du von der Reise erzählst, solches von dir dächte, könnte dir das nicht gleichgültig sein?“

Seine Ruhe brachte mich noch mehr auf. „Weißt du, ein anderer begreift das wohl, daß ich nicht hinaufftiege. Es verwundert mich, daß gerade du — du kennst Herrn Doktor Saurer, der fuhr gerade im gleichen Zuge, wie ich — nun, der hat sofort begriffen, als ich ihm die Gründe klarlegte —“

Wieder lächelte Wendelin. „Du wirst die Gründe jedem klarlegen, dem du erzählst. Die meisten werden sie glauben. Du aber glaubst sie selber nicht, sonst würdest du sie dir nicht beständig vorprechen und von deinen Zuhörern bestätigen lassen. Die Gründe liegen wohl in dir selber, nicht außen.“

„Ich kann dir noch mehr sagen: der Vesuv war der Zweck deiner ganzen Italienreise, wie ich sehe. Schon jetzt bevor du nur ein wenig Distanz zu der Summe deiner italienischen Erlebnisse hast, verwendest du am meisten Worte und Gefühle an ihn. Und erst in Wochen, Jahren! Da wird alles, was du gesehen hast, nur wie eine Kulisse um das Vesuverlebnis sein. — Und nun wirfst du dir innerlich vor, den Vesuv doch nicht ganz gesehen, das Wesentlichste des Besuchs nicht vollständig erlebt zu haben — du weißt, daß somit deine Reise nur etwas Halbes und deshalb — sagen wir es — umsonst war!“

„Das ist aber stark,“ rief ich empört, „du willst mir die ganze Reise verderben!“

„Nein, Hans, sie ist schon verdorben! Durch etwas in dir, das dich dein Ziel nicht erreichen ließ. Denn der Vesuv war dein Ziel, wenn du auch den Kopf schüttelst! Möglicherweise wußtest du es ja nicht — ja — er ist dir vielleicht sogar erst nachträglich zum Ziel geworden. Heute drängt sich die ganze Kraft deiner Phantasie, der ganze Wirbel deiner Gedanken nicht um Florenz und Rom oder den Dom zu Orvieto, nein, der Vesuv ist der Knoten, in den alles sich ineinander schlingt.“

Der Vesuv: du fühltest die Forderung in deinem Herzen, in den Mund des Vulkans zu schauen, etwas in dir war dagegen. Du redetest dir ein, es sei nicht der Mühe wert, du fühltest etwas wie eine dunkle Angst in dir, wie Angst ums Leben. Das war gar nicht unsinnig! Denn vielleicht hättest du sterben müssen. Nicht den leiblichen Tod, nicht von der Lava außen am Aschenkegel, sondern du hättest in dich sterben müssen durch das Mittel des Anblicks des Erdinnern, der Wahrheit, der du nachgereist bist, die du suchst und doch fürchtest, wie die Wahrheit deiner selbst —. Denn so wie der Vesuv, so bist du, so ist der Mensch, von dem wir aber immer nur bis dort sehen wollen, wo die Drahtseilbahn aufhört....“

„Wie überspannt!“ trockte ich böse. Doch mein spottender Blick zerschlug sich an seinen warmen Augen. „Ich weiß nur nicht, was es für einen Wert haben soll, solche Philosophie einem zu entwickeln, der eben von einer Reise heimkommt,“ lachte ich hierauf gezwungen.

„Hast nicht so unrecht,“ lachte auch er, doch sein Lachen klang frei und gutmütig. Das ärgerte mich noch mehr. „Schau,“ sagte er dann sinnend, „man weiß im Leben nie, wo das Ziel ist. Man sieht es meist erst viel zu spät, oft erst dann, wenn man wie du auf deiner Reise daran vorüber ging.“

Ich stellte mich verlezt. Aber er nahm seine Worte nicht zurück, er schwächte die geäußerten Gedanken kein bißchen ab, für ihn waren sie unabänderlich, wahr.

„Lebwohl!“ sagte er und ließ mich ziehen. Es klang wie ein Abschied.

Es war aber auch das letzte Mal, daß ich Wendelin sah. Heute ahnt mir, daß ein dunkler Zusammenhang zwischen dieser Zusammenkunft mit Wendelin und der Tatsache besteht, daß ich mich unmittelbar darauf für die Ablage einer Firma nach Kapstadt anwerben ließ und in Hast und ohne Abschied verreise.

Und heute, wo ich aus den Tropen zurückkehre in die voller Sehnsucht erwartete Stadt meiner Heimat, — wie ich im Hotel zum Bahnhof nach dem Abendessen meinen Kaffee trinke und lässig eine Zeitung durchblättere, steht oben mit fettgedrucktem Rand die Todesanzeige Wendelins.

Morgen wird er begraben.

Die ganze Geschichte von damals fällt mir wieder ein. Ich gestehe, daß er doch recht gehabt hat. Ich habe ihm nie geschrieben die fünf Jahre über, da ich in Afrika war. Aber ist es nicht möglich, daß ich nur zurückkam, um es ihm zu sagen, daß er recht hatte?

Ich will mir vor Ladenschluß noch rasch schwarze Handschuhe und einen Strauß weiße Aftern kaufen gehen.